

Nicht schön, aber gross

Zur Eröffnung der Martinu-Festtage gibt es Triomusik der verwegenen Art

Von Simon Bordier

Basel. Die Basler Behörden waren dem Pianisten Robert Kolinsky, der hier ein Festival für den Komponisten Bohuslav Martinu (1890–1959) ins Leben rufen wollte, wohlgesinnt. Doch sie wie auch andere Kunstschaffende warnten den jungen Musiker: Ein Festival mit Fokus auf einen einzelnen modernen Komponisten werde höchstens zwei, drei Jahre überleben. Und warum müssen die Martinu-Festtage den Namen des Komponisten im Titel tragen? Die breite Masse kenne ihn ja kaum. Martinu sei nun mal kein Mozart.

Solche Vergleiche ärgerten Robert Kolinsky. Zum einen wegen der Einstellung: Wenn ein Künstler noch nicht so bekannt ist, dann muss er eben bekannt gemacht werden. Dafür sind die Martinu-Festtage ja da. Zum anderen: Wer sagt, dass Martinu kein Mozart ist? Also dass seine Musik nicht von einem ähnlich genialen Geist getragen ist? Für Kolinsky sollte sich der tschechische Exil-Komponist, der viele Jahre in der Region Basel lebte, mit den Grossen messen lassen: Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert!

Martinus klangliche Übermacht

So betrachtet war das Konzert am Samstag zur Eröffnung der 24. Martinu-Festtage – ja, das Festival existiert nun schon seit über 20 Jahren – durchaus passend. Ein Streichtrio rund um die bekannte deutsche Geigerin Julia Fischer präsentierte im ausverkauften Saal des Museums Kleines Klingental Werke von Beethoven, Schubert und Martinu.

Die Wiener Klassiker waren mit drei Stücken in der Überzahl, doch ein klassischer Abend wurde es nicht. Denn das letzte Stück, Martinus Streichtrio Nr. 2, sollte alle anderen in punkto Lautstärke und kühner Klangsprache in den Schatten stellen. Es schien, als seien sich Fischer und Co. der klanglichen Übermacht des modernen Werks bewusst und wollten deshalb wohl Beethoven und Schubert von einer nicht minder verwegenen Seite zeigen.

Schuberts Streichtrio B-Dur D471 ist ja auch kein abgerundetes Werk, sondern ein Fragment. Der kaum 20-jährige Komponist wandelt in dem Einsatz noch auf den Pfaden Haydns und Mozarts, doch in den Sturzbewegungen erkennt man schon den wilden Romantiker. Die drei Musiker arbeiteten diese Momente deutlich heraus, und ihre Interpretation von Schuberts Streichtrio B-Dur D581 geriet zum regelrechten



Jung, dynamisch, kantig. Julia Fischer, Nils Mönkemeyer und Daniel Müller-Schott eröffnen das Festival. Foto Benno Hunziker

Klangexperiment: Mechanisch-schabend wanderte der Klang im Andante hin und her, im Menuettsetz feierte der Bratschist Nils Mönkemeyer mit einer bürgerlichen Trio-Melodie Urstände und das Finale war an rhythmischer Verwegenheit kaum zu überbieten.

Nicht zuletzt in Beethovens c-Moll-Trio fielen die drei jungen deutschen Streicher durch einen kantigen, vehegenden Stil auf, der allerdings auch Nachteile hatte: Das rhythmisch fragile Gebilde, das gespenstische Schwanken in Beethovens Kopfsatz kam wenig zur Geltung. Die technische Brillanz war bemerkenswert, am meisten berührte aber der langsame Satz mit seinen düsteren Harmonien, denen die Musiker fein nachlauschten – und mit ihnen das Publikum.

Und dann Martinu: ein Wechsel von Aggregatzuständen, von rauschenden Skalen in dichte Blöcke in Tremolo-Flimmern in plakatives Schlussdur. Der Zuhörer bewegt sich nicht, sondern flüchtet, steigt, sackt ein und hängt romantischen Melodien wie einem Tagtraum nach.

Die Streicher sind hier kein Trio im engen Sinne, sondern eher eine Zufallsgemeinschaft. Schön, wie der Cellist Daniel Müller-Schott im ersten Satz eine Melodie anstimmt, sie nicht richtig zu Ende führt, sondern wie ein loses Ende seinem Bratschenkollegen überlässt. Auch schön: Die einsamen Soloakademien von Cello und Bratsche im zweiten Satz, an deren Ende jeweils Choraltakte im Tutti erklingen. Will heißen: Ja, das Leben ist hart, aber wir sind bei dir. Die Geigerin versucht ihre Sehnsucht noch in luftigen Höhen auszudrücken, wird aber doch nicht glücklich, ihre Glissandi sind hässlich, ebenso die Begleitung: ein metallenes Tremolo. Mit vereinten Kräften schaffen die drei noch einmal den Durchbruch nach Dur. Schön ist das alles nicht, aber mitreissend, bewegend und, ja – gross.

Oper im Kino

Intensiv geht es diese und nächste Woche bei den Martinu-Festtagen weiter, unter anderem mit einer Premiere am 20. November im Stadttheater Basel. Gezeigt wird ein geheimnisumwittertes

Opernstück, das Martinu in den 50er-Jahren unter dem Titel «What men live by» (zu Deutsch etwa «Wovon die Menschen leben») nach einer Erzählung von Leo Tolstoi komponierte. Vor zwei Jahren wurde das bislang unbekannte Pastorale-Stück in Prag aufgeführt und nach einer Adaption des Regisseurs Jiri Nekvasil vom tschechischen Fernsehen aufgezeichnet. Sein Film und damit auch die Oper wird nun in Basel der Öffentlichkeit vorgestellt.

Das Festival ist auch Gast im Museum Tinguey, wo am Mittwoch gemeinsam mit den «Schurken», einer österreichischen Folkloretruppe, ein Familienkonzert geboten wird.

Am Sonntag folgen «Herbstgeschichten» mit dem David Doruzka Trio im Bird's Eye Jazz Club. Den Abschluss markiert das Konzert am 25. November mit zwei Martinu-Werken: dem Cellokonzert H. 238 (Solist: Nicolas Altstaedt) und einer Suite aus der Radio-Oper «Komödie auf der Brücke». Bei diesem Konzert im Museum Tinguey darf auch ein grosser Klassiker nicht fehlen – Haydns «Militärsinfonie».

Olympiade mit Notenständern

La Cetra zeigt Vivaldi-Oper

Von Simon Bordier

Basel. Pietro Metastasios Libretto «L'Olimpiade», das eine verwickelte Liebesgeschichte im antiken olympischen Ambiente erzählt, wurde ab 1733 von Dutzenden Komponisten zu Opern vertont. Viele Werke gingen bald wieder vergessen. Einige, namentlich Antonio Vivaldis 1734 verfasste «L'Olimpiade», wurden vor einigen Jahren wiederentdeckt. Glaubt man dem Dirigenten Andrea Marcon, der sich intensiv mit den barocken «Olimpiade»-Musiken befasst hat, so sticht Vivaldis Vertonung aus der Masse heraus.

Den Vivaldi-Dreikäter mag indes auch Marcon nicht in der ganzen Länge spielen. Bei einer konzertanten Aufführung in der Basler Theodorskirche am Freitag wurde die Oper auf zweieinhalb Stunden Spielzeit gekürzt, insbesondere den langen Rezitativen gings an den Kragen. Gut so. Denn das Werk ist auch so noch lang und der Versuch, die komplizierte Story rund um die Paare Aristea-Megacle und Argene-Licida sowie König Clistene zu durchschauen, fast schon vergebliche Liebesmüh: Die Arien sind nicht sehr eng an die Geschichte gebunden, sondern führen in Opera-seria-Manier von einem Affektzustand zum nächsten.

Vorzügliche Gesangssolisten

Marcon und sein Barockorchester La Cetra haben dazu einige sehr interessante, zum Teil noch sehr junge Stimmen engagiert: Der kolumbianische Senkrechtkräfer José Coca Loza, der einst im Basler Opernstudio sang, brachte als König Clistene seinen rabenschwarzen Bass ein; die Italienerin Federica Carnevale (Argene) entzückte mit ihrem stark timbrierten, fliessenden Mezzosopran; ihre russische Kollegin Vasilisa Berzhanskaya (Aristea) bewältigte die vielen Lagewechsel und Läufe Vivaldis höchst flexibel.

Ein intimer Höhepunkt war die Arie des Licida «Mentre dormi, Amor fomenti», in der Carlos Mena seine Countertenor-Stimme zum Klang des Solohorns im Pianissimo gleiten liess. Weniger gut gelangen Mena schnelle hohe Sprünge, die wieder einmal zu scharf gerieten, sowie die etwas kurzatmig interpretierte Wutarie «Gemo in un punto e fremo». Verdienten Szenenapplaus gab es für den südkoreanischen Shootingstar Kangmin Justin Kim. Der Countertenor agierte als Megacle umwerfend theatralisch und liess seine helle Stimme in der Arie «Lo seguita felice» förmlich übersprudeln.

Der Arien-Marathon wurde vom Orchester wach, verspielt und mit aufrührerischen Tremoli begleitet. Irritierend war, dass die durchaus starken Gesangssolisten hinter Notenständern auftraten und bisweilen Schülernkonzert-mässig in die Noten guckten – Olympioniken sehen anders aus.

Nachricht

22-jähriger Düsseldorfer ist Poetry-Slam-Meister

Zürich. Der Düsseldorfer Jean-Philippe Kindler gewann in der Nacht auf gestern in Zürich das Finale der 22. Deutschsprachigen Meisterschaften im Poetry Slam. Der 22-Jährige überzeugte das Publikum mit politischen Texten zur Me-Too-Debatte und zum Mindestlohn. Der Titel im Team-Wettbewerb ging zum zweiten Mal an das Schweizer Duo Interrobang, bestehend aus Valerio Moser und Manuel Diener. Es waren knapp 200 Künstler angetreten. SDA

Korrekt

«Exzentrisch und freiheitssüchtig», BaZ vom 10. November

Das Porträt von Satu Blanc, der Schauspielerin und Historikerin, die sich in ihrem neuen Stück mit der Kabarettistin Emmy Hennings auseinandersetzt, ist aus der Feder von Thomas Waldmann und nicht von Markus Wüest.

Von Frankenstein zum Roboter

Ausstellung zu künstlicher Intelligenz im Zürcher Museum Strauhof

Von Thomas Waldmann, Zürich

Sind wir im gleichen Museum wie vor einigen Wochen? Im Kontext der jüdisch-deutschen Literatur des frühen 20. Jahrhunderts gab es Bücher, Briefe, Fotos zu sehen, bedrucktes Papier, Literatur zum – nein, zum Anfassen nicht, die Schätze lagen ja in Vitrinen. Aber man ahnte den Geruch und das Rascheln von Papier. Was man jetzt in der Frankenstein-Ausstellung des Zürcher Literaturmuseums Strauhof anfassen kann, ja anfassen soll, sind Kopfhörer und Computertastaturen. Hörstationen und Spielereien mit Gesprächsrobotern stehen im Vordergrund.

Und doch gibt es in der kühlen Elektroniklabor-Atmosphäre – mit Ausstellungsdesign, welches an die Eislandschaften in der Frankenstein-Geschichte erinnern soll, und mit riesigen weissen, menschlichen Körperteilen, die auf ihre Zusammensetzung zu warten scheinen – einen Ort des wohligen Schauers, der mit lesenden Augen und blätternden Fingern wahrgenommen werden kann: die Faksimile-Ausgabe der Handschrift von Mary Shelleys Roman «Frankenstein or The Modern Prometheus».

Vor 202 Jahren, im durch einen Vulkanaustruck verdüsterten Sommer



Mary Shelley. Gemalt von Richard Rothwell. © National Portrait Gallery, London

1816, begann Mary Shelley am Genfersee den Gruselroman über den besessenen Wissenschaftler Viktor Frankenstein zu schreiben: Er bastelt aus Leichenteilen ein zweieinhalf Meter grosses menschenähnliches Wesen und erweckt es durch Stromstöße zum Leben. Diese Szene kann, wer Zeit hat, in der fliessenden wirkenden, lebhaft vorwärtsdrängenden Handschrift der

damals 19-jährigen Autorin suchen und nachlesen – oder in der Filmversion von 1931 ansehen. Film- und Theaterplakate sind auch präsent.

Vor 200 Jahren, 1818, wurde der Roman erstmals publiziert, damals noch mit dem Vorwort von Mary Shelleys Ehemann, dem englischen romanischen Dichter Percy Bysshe Shelley. Marys Roman ist nicht nur einer der ersten literarischen Erfolge einer Frau überhaupt, nicht nur eine der einflussreichsten Grusel- und Science-Fiction-Erzählungen, sondern heute wieder hochaktuell durch die Debatten über künstliche Intelligenz (KI).

Mordendes Monster

Frankensteins Geschöpf wird zum mordenden Monster, weil es sich von den Menschen abgelehnt fühlt – und es ist lernfähig, beginnt zu lesen, selbstständig zu handeln. Dies nimmt das Strauhof-Team zum Anlass, das Frankenstein-Jubiläum mit «Eliza» oder «Mitsukuru» zu verbinden, Chatbots, mit denen man sich via Maus und Keyboard über das Wetter, Politik oder Liebe unterhalten kann. KI-Wesen heissen auch «Alexa» oder «Siri». Wie man ihnen begegnen soll, wie lange man sie, wenn man sich genug über sie geärgert oder sich im ziellosen Chat gelangweilt hat,

noch ausschalten kann, ist Thema mancher Textcollagen und Hörbeispiele.

Die Ausstellung macht ungemein neugierig, auch mit Zitaten von E. T. A. Hoffmann bis Isaac Asimov oder Peter Diamandis und Stephen Hawking. Der Luftfahrtgenieur Diamandis sagt eine Verbesserung der Lebensqualität von acht Milliarden Menschen durch KI vor. Der Astrophysiker Stephen Hawking schrieb: «Die Entwicklung einer starken KI könnte das Ende der Menschheit bedeuten.» Wir erinnern uns – Frankensteins Wesen mordet und treibt seinen Schöpfer in den Tod.

Velleicht wären der Prometheus-Mythos, der Golem aus Prag oder der Homunculus in Goethes «Faust 2» eine schöne Ergänzung gewesen; sie fehlen, ebenso wie die Sorge um Missbrauch der modernen KI. Dafür gibt es als Grusel- anregung eine Knochensäge und ein Trepanationsbesteck zur Öffnung der Schädeldecke von 1830 zu sehen – Leihgaben der Universität Bern. Gegenstücke zur Siliciumkristallplatte, die ins Silicon Valley führt, wo sich die digitalen Zauberlehrlinge von heute tummeln – nicht wissend, ob sie die Geister, die sie rufen, kontrollieren können.

«Frankenstein. Von Mary Shelley zum Silicon Valley», Zürich, Strauhof, Bis 13. Januar 2019. www.strauhof.ch